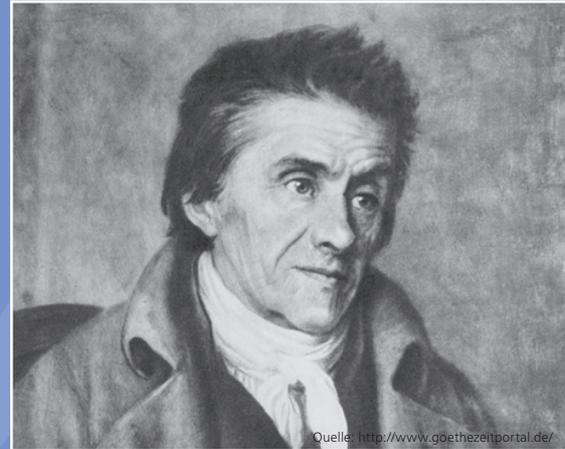




Sprachkreis Deutsch
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern

Mitteilungen Nr. 3+4/2008



Quelle: <http://www.goethezeitportal.de/>

Der Gebrauch der Sprache ist ein Spiegel der Gesellschaft

Verein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern
Schweizer Orthographische Konferenz SOK
www.sok.ch

Für die Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt Europas
Für die Landessprachen der Schweiz
Für gutes Deutsch und weniger Anglizismen
Für eine sprachrichtige und einheitliche deutsche Rechtschreibung

Editorial	3
<i>Peter Zbinden</i>	
ePost an SKD	4
Für sprachrichtige und einheitliche Schreibweise	5
Jahresversammlung FDS 2008	6
SOK Schweizer Orthographische Konferenz	8
Bitzius – Porträtskizze des Dichters	11
Frauengerechte Sprache	21
Pestalozzi im 21. Jahrhundert	24
Gebrochene Schrift	26
Fragen zum Mundartunterricht	27

Mitgliederversammlung 2008

MV 2008 am Freitag, 21. November, 16 Uhr Gasthof Bären, 3250 Lyss, Bernstr. 1
 Auto: Ausfahrt A6 Lyss Süd, Richtung Lyss geradeaus bis zum letzten Kreisel
 Zug: Viertelstundentakt. 20 Gehmin. oder Abholdienst erfragen 032 385 11 31

Impressum

Herausgeber

Verein Sprachkreis Deutsch SKD

Brief

Verein Sprachkreis Deutsch SKD
 CH-3000 Bern (kein Postfach)

Fax

SKD 032 331 01 19

E-Post an

info@sprachkreis-deutsch.ch

Internet

www.sprachkreis-deutsch.ch
 www.sok.ch

Postkonto

SKD 30-36930-7

Auflage

400 Ex.

Druck

Schwab Druck AG, 3250 Lyss

Kostenlose Exemplare der
 SKD-Mitteilungen sind beim SKD,
 CH-3000 Bern, erhältlich



Liebe Leserin, lieber Leser

«Mal ganz ehrlich» – so wendet sich unser deutscher Sprachfreund W.H. an die Leser seiner «100 Glossen über Angloamerikanismen, Denglisch und andere Possen», gemeckert in der traditionellen Rechtschreibung.

Der Autor spricht mir aus dem Herzen, tut er doch etwas für die Sprache. Mit launischen Worten ermuntert er etwa seine Leser, sich mit fröhlicher Aggressivität gegen die systematische Zerstörung unserer Sprache durch das Denglisch zu wehren. Es ist auch ein Kampf gegen die Ausgrenzung vieler Menschen, bedingt durch die zunehmende Unverständlichkeit der Informationen in allen Lebensbereichen.

Oder sollen diese Menschen etwa zum englisch deutschen Wörterbuch greifen oder es gar noch anschaffen müssen, um den Texten der Medien einen einigermaßen verständlichen Sinn entlocken zu können?

«Mal ganz ehrlich» – wie verhalten Sie sich gegenüber Sprachverstößen in Ihrer Umgebung? Im SKD haben wir schon vieles versucht. Verfassen auch Sie ein Schreiben, stellen Sie Ihr Gegenüber zur Rede? Erteilen Sie Ratschläge?

Die SKD Bilanz ist durchzogen..., nicht weil es an Zustimmung fehlt, nein, weil der Wille zu wenig ausgeprägt ist, die Verbesserung anzuwenden, weil Unanständige nicht einmal einen Brief beantworten, weil Rechthaber auf einer unnötigen Übersetzung aus dem Englischen beharren.

Die Mitteilungen und unsere Internetseiten sprachkreis-deutsch.ch sowie sok.ch bieten Ihnen einige Anregungen, aktiv zu werden.

Herzlichen Dank.

Peter Zbinden

Dankeschön!

Anlässlich der Zahlungs- und Adressbearbeitung durften wir erfreulich viele grosse und kleine Spenden feststellen: Ihnen allen, die Sie mit Spenden und Beiträgen unsere Arbeit unterstützen, danke ich sehr.

ePost an SKD

Sprachkritik

«Sprachkritik sollte ja nicht darin bestehen, sich über die lustig zu machen, die es nicht besser können. Sondern sie hat sich, wenn schon, jene vorzunehmen, die es nicht besser wollen, die also Sprache als Imponierinstrument oder zur Verschleierung ihrer wahren Absichten benutzen. Oder die einfach nur zu faul sind, das Richtige zu sagen.»

«zur richtigen Zeit»

Lieber Herr V., machen wir uns nichts vor: Die einfache Vergangenheit (Präteritum/Imperfekt) verschwindet schneller als das Eis am Nordpol. Die meisten Schüler können es nicht mehr, von den Lehrern wird es stiefmütterlich oder gar nicht benutzt. Schüler reagieren z. T. völlig perplex, wenn sie nach der Vergangenheit gewisser Wörter gefragt werden. Als Antwort bekommt man dann «kam», «rief» u. a.

zu hören. Und selbst, wenn jemand die Formen noch beherrscht, heißt das noch lange nicht, dass er diese grammatische Zeit überhaupt noch anwendet.

*Mit traurigen Grüßen W.H.
(für skd angepasst)*

Wörtliche Übersetzung

Durch wörtliche Übersetzung werden in unsorgfältigem Journalismus und in flotten Internetbeiträgen Wörter in Umlauf gesetzt, die beim unaufmerksamen oder uninformatierten Leser den Eindruck hervorrufen können, es handle sich um übliche Begriffe.

Beispiel: WALDFEUER, über 10 000 × bei Google zu finden. Selbst wenn es früher gelegentlich gesagt wurde (fünf Belege in Grimms Wörterbuch, einer sogar von 1699, zwei davon «Feuer zum Wärmen»), überwiegend wird es sich um 1:1-Wieder-

gabe von englisch WOOD-FIRE handeln. Noch scheint WALDBRAND mit über 900 000 Einträgen unangefochten.

Zum Ausgleich für solchen Umtausch bekommen wir dann engl. BRAND mit der Bedeutung «(Handels-)Marke»... Der Zusammenhang mit dt. BRAND erschließt sich nur, wenn man sich an frühere BRAND(MARKE) zum Beispiel für Sklaven und Vieh, beigebracht mit glühendem Eisen, erinnert.

W.V.

Gefährdetes Deutsch

Eine weit größere Gefahr für die deutsche Sprache als AA (Angloamerikanismen) ist die mangelnde Bereitschaft der deutsch Sprechenden, neue Wörter zu schaffen oder solche anzuerkennen und zu übernehmen.

W. H.

Der Anglizismen-INDEX

Seit Anfang August steht eine aktualisierte INDEX-Ausgabe im Netz.

<http://sprachkreis-deutsch.ch/anglizismenindex.php>

Sie enthält jetzt rd. 7000 Anglizismen mit ihren deutschen Entsprechungen – gegenüber 4600 der ersten Ausgabe 2002 (damals noch Anglizismen-Liste).

Es soll an dieser Stelle noch einmal daran erinnert werden, dass der Anglizismen-INDEX, ein Organ des deutschen VDS und des Schweizer SKD, ein unwiderlegbares Argument für deren Realitätssinn und Purismusferne liefert, das in Vorträgen und Interviews vorteilhaft genutzt werden kann: Von den aufgelisteten Anglizismen werden nämlich rd. 20% eingestuft als

1. **ergänzend**, also willkommen
2. **differenzierend**, also brauchbar

das ist also rd. ein Fünftel der 7000, wenn man die wenigen Eigennamen dazu rechnet. Die restlichen 80% sind

3. **vedrängend**, also ärgerlich,

weil sie gute deutsche Wörter oder ganze Wortfelder verdrängen (Beisp. ticket) – ärgerlich und auch überflüssig sind sie, aber nicht «verboten», wie man uns zuweilen unterstellt.

Der Herausgeber (für skd angepasst)

Für sprachrichtige und einheitliche Schreibweise Erklärung der Chefredaktoren

Empfehlungen der SOK

Die Konferenz der Chefredaktoren unterstützt die Empfehlungen der Schweizer Orthographischen Konferenz, die eine konsequente Verbesserung der missglückten Reform anstreben. Auf der gleichen Linie liegt der Verband Schweizer Presse, der ein koordiniertes Vorgehen der Verlage mit der SDA befürwortet. Am Verlegerkongress vom 11./12. September 2008 in Montreux wird der Präsident Hanspeter Lebrument die SOK-Empfehlungen ins Programm aufnehmen. Die Empfehlungen der SOK entsprechen grundsätzlich der langjährigen Praxis der NZZ; bereits umgesetzt haben sie die SDA, das «St. Galler Tagblatt» und die «Schweizer Monatshefte».

*Quelle: <http://www.chefredaktoren.ch/>
6. August 2008*



Schrift & Rede

sprachforschung.org



26. Juli 2008, Jahresversammlung der Forschungsgruppe Deutsche Sprache e.V. (FDS)

Urs Breitenstein, Basel, Gründungsmitglied der SOK, sprach in Stuttgart an der Jahresversammlung FDS über die Schweizer Orthographische Konferenz:

Sehr geehrte Damen und Herren

Wenn die kleine Schweiz sich mit Deutschland misst, heisst es entweder nach 90 Minuten 4:0 für Deutschland (wie in jenem Fussball-Freundschaftsspiel in Basel kurz vor der schönen Euro08) oder beim Vergleich der Bevölkerungszahl jetzt über 10:1. Dasselbe Minderwertigkeitsgefühl beschleicht uns deutschsprachige Schweizer auch, wenn wir mit deutschen Kollegen deutsch sprechen, unsere beste Schriftsprache hervorholen und dann gelobt werden für diesen niedlichen Schwei-

zerdialekt. Aber hier, in unserem Falle, geht es um ein gemeinsames Anliegen. «Deutsch. Eine Sprache wird beschädigt» heisst der Titel eines Buches, das Sie, die Forschungsgruppe Deutsche Sprache e.V., mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste vor einigen Jahren herausgegeben haben (2003). Die Sache ist, besonders nach 2006, noch nicht erledigt, nicht in Deutschland, nicht in der Schweiz. Wir sind hier wie dort weiterhin gefordert.

Im Namen der Schweizer Orthographischen Konferenz SOK darf ich Ihnen die schönsten Grüsse überbringen. Leider sind meine Kollegen, und zwar alle kompetenter als ich, zu dieser Zeit verhindert, an Ihrer Zusammenkunft teilzunehmen, obwohl wir alle Ihnen gerne Mut machen und Sie zur Weiterarbeit ermutigen möchten. «Ein Konsens in der Rechtschreibfrage ist in Sicht» sagt Peter E. Müller,

und eine «Empfehlung der Konferenz der Chefredaktoren» ist abgegeben worden, aus beiden Texten möchte ich Ihnen kurz zitieren.

Zum Hergang: Am 24. Mai bzw. 1. Juni 2006 hat eine kleine Gruppe von an der Sprache interessierten Persönlichkeiten – Sprachwissenschaftlern und Sprachpraktikern – etwas zufällig zusammengewürfelt, aber alle mit grosser Liebe zur deutschen Sprache – unter dem Namen «Schweizer Orthographische Konferenz SOK» in Zürich eine einfache Gesellschaft gegründet. Sie organisiert seither regelmässig Tagungen und zählt heute Mitglieder aus den verschiedensten Bereichen (für alle Einzelheiten besuche man die Website www.sok.ch).

Ziel der Gründung war, die von der Rechtschreibreform beschädigte Ein-

heitlichkeit und Sprachrichtigkeit der Rechtschreibung in Presse und Literatur der Schweiz wiederherzustellen. Die SOK erarbeitet Empfehlungen, die sie an Tagungen zur Diskussion stellt. Der wichtigste Grundsatz wurde an der ersten Tagung am 1. Juni 2006 verabschiedet: «Bei Varianten die herkömmliche». Es wurde eine Arbeitsgruppe der SOK gebildet aus den Gründungsmitgliedern um Peter E. Müller, Direktor der Schweiz. Depeschentagatur SDA, Stefan Stirnemann, Sprachkreis Deutsch und Gymnasiallehrer, Prof. Dr. Dr. Rudolf Wachter, Sprachwissenschaftler der Universitäten Basel und Lausanne, Peter Zbinden, Präsident des Sprachkreises Deutsch, sowie dem Sprechenden, damals Verleger des Schwabe Verlags (Gründungsjahr 1488) und Präsident des Schweizer Buchhändler- und Verlegerverbands (bis April 2008). Zur Arbeitsgruppe dazu kam erfreulicherweise auch Stephan Dové, Chefkorrektor der NZZ und Mitglied des Rates für deutsche Rechtschreibung. Mitbegründer der Gesellschaft waren zudem der Politiker und Verleger Filippo Leutenegger (als Nationalrat Mitglied des schweizerischen Parlaments) und Robert Nef, der Mitherausgeber der «Schweizer Monatshefte».

Die Arbeitsgruppe hat in den vergangenen zwei Jahren (In ehrenamtlicher Tätigkeit) Wörterlisten ausgearbeitet für jene Fälle, in denen die Anwendung des Grundsatzes «Bei Varianten die herkömmliche» zu keiner Entscheidung über die Schreibweise führt. An drei weiteren Tagungen stellte die SOK Empfehlungen vor, wo die schulamtliche Rechtschreibung nicht verwendet werden sollte: Fremdwörter, ä-Schreibungen, falsche Herleitungen, Ableitungen von Personennamen und geographische Ableitungen, Einzelfälle. Auch dafür hat die Arbeitsgruppe Wörterlisten erstellt.

Die SOK steht allen Personen offen, die die Ziele und Empfehlungen der Gesellschaft unterstützen. Der Beitritt ist kostenlos. Beitrittserklärung s. www.sok.ch, wo auch alle Empfehlungen und Wörterlisten einzusehen und auszudrucken sind.

Jetzt noch ein paar Sätze aus den angeführten Texten von Peter Müller, dem Federführenden unserer Arbeitsgruppe, sowie von Stefan Stirnemann zur Lage der Schule (zu den Verlagen des SBVV: zunächst, und zwar bald, Zusammenkunft der Schulbuchverleger, Deutschland inklusive, erst dann Empfehlung an die Mitglieder):

Zitate aus:

- Ein Konsens in der Rechtschreibfrage ist in Sicht (Beilage 1)
- Empfehlung der Konferenz der Chefredaktoren (Beilage 2)
- Und zur Lage der Schule (von Stefan Stirnemann) (Beilage 3)

Sie sehen:

einerseits: es ist noch viel zu tun
 andererseits: es herrscht weitherum Zuversicht, packen wir's an!

Es wäre doch schön, wenn analog zur SOK in der Schweiz eine ebenfalls kleine Gruppe von Sachverständigen in Deutschland es an die Hand nähme, sozusagen eine DOK zu bilden, und der Sprache wiederum zur Korrektheit verhelfen würde. Wir könnten dann gemeinsam etwa im Jahre 2016 – 20 Jahre nach 1996 – zurücklehnen und sagen: Die Fehler jener missglückten Orthographiereform sind beseitigt. Die 20 Jahre der Unbill der Reform sind, wie es unser Sprachwissenschaftler Prof. Ruedi Wachter einst formuliert hat, ein Hustenanfall in der Geschichte der Sprache.

Ich wünsche Ihnen und uns viel Erfolg und sage gerne: auf Wiedersehen!

SOK

Schweizer Orthographische Konferenz

Wer soll sich das merken können?

Übertragene/wörtliche Bedeutung in der Getrennt- und Zusammenschreibung

In der reformierten Rechtschreibung ist die Schreibweise manchmal bei übertragener **und** wörtlicher Bedeutung vorgeschrieben, manchmal nur bei übertragener, manchmal nur bei wörtlicher.

Schreibweise bei **übertragener** und **wörtlicher** Bedeutung vorgeschrieben:
näherkommen = in grössere Beziehung treten
näher kommen = in grössere Nähe kommen

Schreibweise bei **übertragener** Bedeutung vorgeschrieben, bei wörtlicher freigestellt:

richtigstellen = berichtigen
die Uhr richtig stellen/richtigstellen

Schreibweise bei **wörtlicher** Bedeutung vorgeschrieben, bei übertragener freigestellt:

sitzen bleiben = auf dem Stuhl sitzen bleiben
in der Schule sitzenbleiben/sitzen bleiben

tun
 leidtun, wehtun/weh tun, nottun, unrecht tun/Unrecht tun
 herkömmlich: alle klein/getrennt: *leid tun, weh tun, not tun, unrecht tun*

sein
 leid sein, Not sein, feind sein, spinnefeind sein, Todfeind sein
 herkömmlich: alle getrennt/klein: *leid sein, not sein, feind sein, spinnefeind sein, todfeind sein*

Zeitangaben

heute Morgen, Dienstagnacht, morgen früh/Früh, Montag früh
 herkömmlich alle getrennt/klein: *heute morgen, Dienstag nacht, morgen früh, Montag früh*

Bindestrich

19-jährig, 32stel, 2fach/2-fach, 90er, 90-mal herkömmlich alle ohne Bindestrich: *19jährig, 32stel, 2fach, 90er, 90mal*

Gross-/Kleinschreibung

am besten – auf das Freundlichste/freundlichste
 nicht im Geringsten – nicht im Mindesten/mindesten
 im Allgemeinen – bei Weitem/weitem – des Weiteren – vor allem
 zum einen – zum Ersten
 ein paar Mal/paarmal – jedes Mal
 die beiden – die Ersten

herkömmlich alle klein: *am besten, auf das freundlichste, nicht im geringsten, nicht im mindesten, im allgemeinen, bei weitem, des weiteren, vor allem, zum einen, zum Ersten, ein paarmal, jedesmal, die beiden, die ersten*

Die inkonsistente Regelung der deutschsprachigen Nachrichtenagenturen

Die deutschsprachigen Nachrichtenagenturen (ohne die Schweizerische Depeschagentur) haben beschlossen, bei Varianten diejenige zu verwenden, bei denen Duden und Wahrig die gleiche empfehlen. Wo sie Unterschiedliches empfehlen, soll «in knapp 80 Prozent der Fälle» die herkömmliche Variante verwendet werden. Dieses Gemisch führt aber zu einer inkonsistenten Schreibweise, die sich niemand merken kann:

*bunt schillernd, aber hellstrahlend
parallel laufend, aber schrägläufend
weit verbreitet, aber vieldiskutiert
fest umrissen, aber breitgefächert
voll automatisiert, aber vielbefahren
flott gehen, aber gutgehen
gutgehen, aber gut gehend
wach liegen, aber stillsitzen
allein verbindlich, aber allgemein-*

*verbindlich
gar gekocht, aber hartgekocht
flach klopfen, aber schiefstreten
krumm biegen, aber geraderichten
kaputt schlagen, aber kahl schlagen
glatt ziehen, aber langziehen
kurz geschnitten, aber langgestreckt
nass schwitzen, aber trockenreiben
wahr machen, aber bekanntmachen
Beaufortskala, aber Basedow-Krankheit
Mammografie, aber Choreographie
usw.*

Die Schweizerische Depeschagentur wendet im Gegensatz dazu konsequent die SOK-Regel «Bei Varianten die herkömmliche» an.

Listen von widersprüchlichen Schreibweisen lassen sich in jeder Rechtschreibung erstellen, ganz einfach weil die Rechtschreibung nicht durchgängig logisch regelbar ist. Es streiten zu viele Kriterien gegeneinander: Regelmäßigkeit, Analogie, Betonung und Usus. Das gilt auch für die herkömmliche Rechtschreibung. Häufig genannte Beispiele:

*radfahren, aber Auto fahren
kopfstehe, er steht kopf, aber radfahren,
er fährt Rad*

*in bezug, aber mit Bezug
mitfahren, aber mit unterzeichnen
niedrigstehend, aber niedrig fliegend
schwerbewaffnet, aber schwer reich
sauberhalten, aber rein halten
spazierengehen, aber joggen gehen
jmdm. Angst einflößen, aber jmdm. angst machen
ohne Wenn und Aber, aber bei alt und jung*

Solche Listen sollten jedoch möglichst kurz und so weitgehend wie möglich vom Usus gedeckt sein. Die herkömmliche Rechtschreibung schneidet diesbezüglich wesentlich besser ab.

24. August 2008 PM

Lage der Schule

Die neue Rechtschreibung erschwert den Zugang zu den Texten. Viele Sätze sind auch nach zwei- oder dreimaligem Lesen unklar. Schuld sind vor allem die Veränderungen in den Bereichen: Getrennschreibung (wohlbekannt), Beziehung Laut-Buchstabe (greulich), Satzzeichen (Weglassen vieler Kommas). Auch die vermehrte Grossschreibung schafft Unsicherheit, da nun gleiches ungleich behandelt wird (von vornherein, zum Vornherein).

Die Presse hat von Anfang an nicht alles mitgemacht, schreibt also seit Reformbeginn (96) anders als die Schule. Das gilt vor allem für die Kernbereiche der Zeichensetzung und Getrenntschreibung, aber auch für die vermehrte Grossschreibung.

1. Zeichensetzung

Peter Gallmann, führender Schweizer Reformierender, hat 1997 Walter Heuers schönes Buch «Richtiges Deutsch» auf Reform umgestellt. In diesem Buch, das in erster Linie für publizistisch Tätige gedacht ist, empfiehlt er die nichtreformierte Zeichensetzung:

«Redaktion und Korrektorat sollen auch in Zukunft von der Möglichkeit Gebrauch machen, zwischen Hauptsätzen, die mit und, oder verbunden sind, ein Komma zu setzen. Dies gilt etwa für lange Sätze und keineswegs nur für krasse Fälle wie die folgenden, die ohne Komma kaum zu lesen sind: Ich fotografierte die Berge, und meine Frau lag in der Sonne.» (Zi 1548)

«Die neue amtliche Regelung von 1996 gibt die Kommasetzung bei Infinitivgruppen mit zu weitgehend frei. Für die grafische Industrie, vor allem die Zeitungs-

und die Zeitschriftenherstellung, wo aus Quellen unterschiedlichster Herkunft ein sprachlich sauberes und einheitliches Produkt hergestellt werden soll, dürfte diese Lösung aber wenig praktikabel sein. Wir schlagen daher eine Regelung vor, die sich am bisherigen Schreibgebrauch orientiert.» (Zi 1567)

Der Rat für Rechtschreibung hat hier manches (wenn auch nicht alles) im Sinne des bisherigen Schreibgebrauches verbessert, aber in unseren Schulen werden diese Verbesserungen nicht weitergegeben. Beispiel: Im neuen Handbuch für den Unterricht (2007) lehren Thomas Lindauer und Claudia Schmellentin, Mitglieder im Rat für Rechtschreibung, man könne folgendes Doppelkomma weglassen: Olga hat die Idee, schnell ein Bier zu trinken, stets behagt. Das entspricht nicht der Doktrin des Rates für Rechtschreibung. Lindauer und Schmellentin sind Schüler und Mitarbeiter Peter Gallmanns; ihr Vorgehen zeigt, dass die Reformer unabhängig von der Lesbarkeit der Texte möglichst viel von ihrer Reform retten wollen.

2. Vermehrte Grossschreibung

Es entspricht altem Schreibgebrauch, Floskeln wie von neuem, seit langem,

im allgemeinen klein zu schreiben. Die Reform hat in vielen (wenn auch nicht in allen) Fällen den grossen Buchstaben wiedereingeführt, der im 19. Jahrhundert üblich war. Bis 2004 war bei 14 Fällen nur der kleine Buchstabe richtig (von neuem, seit langem, ohne weiteres), seit 2004 ist auch der grosse Buchstabe möglich, und in der Schule soll nur die Grossschreibung vermittelt werden, wie es in der entsprechenden Handreichung der EDK heisst. Auch sie ist von Lindauer und Schmellentin verfasst worden. Die Schweizer Presse macht diese Grossschreibung mehrheitlich nicht mit.

3. Getrenntschreibung

Auch hier soll unsere Schule möglichst auf Reformkurs 96 gehalten werden; es soll möglichst viel getrennt werden. Im Schweizer Schülerduden, herausgegeben von Peter Gallmann und Thomas Lindauer, wird empfohlen, dass auch dort, wo der Rat für Rechtschreibung die Zusammenschreibung (als Variante) wieder möglich gemacht hat, die Getrenntschreibung vorzuziehen sei, «da sie dem Normalfall entspricht». So hält der Schweizer Schülerduden an der 96er Trennung von wieder sehen fest, die der grosse Duden bereits 2000 wieder aufgegeben hat.

Fazit

Es besteht seit Reformbeginn eine Kluft zwischen Schweizer Schule und Schweizer Presse. Sie ist mit dem Regelwerk des Rates für Rechtschreibung nicht kleiner geworden. Wollte man diese Kluft im Sinne der Schweizer Reformer schliessen, müsste die Presse weitgehend nach Reform 96 schreiben. Das ist undenkbar, da die Presse existenziell der Lesbarkeit und Sprachrichtigkeit verpflichtet ist.

Auch für die Schule müssen Lesbarkeit und Sprachrichtigkeit der Masstab sein. Mit den Empfehlungen der SOK ist dieser Masstab wieder gegeben. Deswegen werden sie aus der Geschäftsleitung des LCH unterstützt (Votum Strittmatter) und vom grossen deutschen Schulbuchverleger Michael Klett.

7. Juli 2008 ST

Bitzios – Porträtskizze des Dichters

Jeremias Gotthelf als junger Mann

Geleitwort

Besorgte Gotthelfkenner setzten sich im Vorfeld des Gotthelf-Gedenkjahres 2004 dafür ein, dass endlich eine neue, umfassende Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken in Angriff genommen würde; denn sie fürchteten, wenn man diese Gelegenheit verpasste, würde sein Werk mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Der damals noch als Erziehungsdirektor amtierende Regierungsrat Annoni nahm die Anregung auf und liess die Universität Bern abklären, ob und wie ein solches Grossprojekt von der Universität verwirklicht werden könnte.

Frau Prof. Dr. Barbara Mahlmann-Bauer übernahm es, zusammen mit PD Dr. Christian von Zimmermann eine erste Projektskizze zu entwerfen. Ihr Vorschlag: Das Gesamtwerk sollte neu aufgearbeitet und etappenweise in einzelnen Bausteinen herausgegeben werden; zu beginnen sei mit



dem «unbekannten Gotthelf», nämlich zum einen mit den Predigten und Kalenderschriften, zum andern mit den politischen und pädagogischen Schriften; dies deshalb, weil diese Schriften in der bisherigen Werkausgabe gar nicht, nur auszugsweise oder ungenügend kommentiert herausgegeben wurden. Diese beiden ersten Bausteine wurden dem Schweizerischen Nationalfonds vorgelegt und gut geheissen. Seit dem 1. November 2004 arbeitet Christian von Zimmermann im Rahmen einer Förderungsprofessur des Nationalfonds (2004–2008) an der historisch-kritischen Erschliessung der Abteilungen «Predigten» und «Kalenderschriften». Seit dem 1. Februar 2005 konnte Barbara Mahlmann mit einem dreijährigen Nationalfonds-Projekt der historisch-kritischen Edition der politischen und pädagogischen Publizistik Gotthelfs beginnen (nach der Netzseite www.gotthelf.unibe.ch).

Um die Fortsetzung der Arbeit über diese beiden Nationalfonds-Projekte hinaus sicherzustellen (die Edition des umfangreichen Gesamtwerks dürfe an die 30 Jahre dauern), wurde eine Gotthelf-Stiftung gegründet, in die der Kanton das Startkapital einschoss.

Voraussichtlich im kommenden Frühjahr sollen die ersten Bände der beiden Teilprojekte erscheinen. Im Hinblick darauf ist die Projektleitung darum bemüht, ihre Arbeit in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Dies geschieht einmal durch Ausstellungen in der Gotthelf-Stube Lützelflüh (für das laufende Jahr gestaltete Christian von Zimmermann mit seinem Team eine Ausstellung zu Gotthelfs «Neuem Berner-Kalender», im nächsten Jahr wird Barbara Mahlmann Gotthelfs uner-müddlichen Einsatz für die Schulen vorstellen), dann durch die Publikation eines Gotthelf-Heftes in der Reihe «Text+Kritik» (Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur. Herausgeber Heinz Ludwig Arnold. IV/08. Heft 178/179 Jeremias Gotthelf): Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an der Edition beleuchten Themen aus ihren Teilprojekten. Neben diesen wissenschaftlichen Aufsätzen enthält das Heft zudem Texte heute lebender und schreibender Autoren, die sich mit Gotthelf auseinandersetzen.

Einer dieser Texte – vermutlich der gewichtigste – ist der nachfolgend wiedergegebene Essay von E. Y. Meyer. Meyer beschäftigt sich seit längerem intensiv, mit wachem Gespür und grossem Respekt mit Gestalt, Werk und Wirken Gotthelfs. 1990 erschien in der Suhrkamp-Reihe «Weisses Programm Schweiz» Gotthelfs Roman «Geld und Geist». E. Y. Meyer schrieb dazu ein Nachwort mit dem Titel «Der grosse Widerspruch oder Die Zeitgemässheit eines zu seiner Zeit scheinbar Unzeitgemässen ...»; dieser Titel deutet bereits an, dass Meyer nicht nur Anregungen zu einer Deutung des Romans gibt, sondern auch mit bohrender Nachdrücklichkeit die Frage diskutiert, was und wie Gotthelf, wenn er heute lebte, schreiben würde.

Im Gotthelf-Gedenkjahr 2004 erschien Meyers Gotthelf-Roman «Der Ritt» (E. Y. Meyer: Der Ritt. Ein Gotthelf-Roman. Folio-Verlag, Wien 2004. 130 S., Fr. 31.90). Der Autor versetzt sich in den Vikar Albert Bitzius, der am Neujahrstag 1831 aus der Stadt Bern ins verschneite Emmental nach Lützelflüh reitet. In knapper, fesselnder Sprache entfaltet sich ein dichtes Gewebe: Eindrücke, Beobachtungen, Zwischenfälle und eine kurze Rast in einem Gasthof in Walkringen – dazwi-

schen immer wieder der Blick nach innen, Gedanken, Erinnerungen, Zukunftserwartungen, die dem noch unbekanntem, streitbaren Vikar durch den Kopf gehen; alles gestützt auf sorgfältige, umfangreiche Quellenstudien. Der fünfständige Ritt erscheint als Wende im Leben des Vikars Bitzius: Er zieht Bilanz über sein bisheriges Wirken, die Aufbrüche und die Zurücksetzungen, und er setzt sich Ziele für die Zukunft.

Auch im eindrücklichen und aufwühlenden Freilichtspiel «VerDing!» – im Sommer 2007 mit grossem Erfolg auf der Moosegg aufgeführt – steht Gotthelf gleichsam als Themensetzer am Anfang: Eine Szene zeigt die «Bettlergemeinde», wie Gotthelf sie in seinem Erstling «Der Bauernspiegel» schildert; in einer andern Szene tritt Gotthelf selber als Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, als Anwalt der entrechteten Verdingkinder auf. Und die darauffolgenden, bis ins vorige Jahrhundert weiter führenden Bilder zeigen, wie aktuell Gotthelf geblieben ist.

Der nachfolgende Essay schlägt diesen gleichen Bogen in die Gegenwart. Es war eine gute Idee der Herausgeber des Gotthelf-Hefes in der Reihe «Text+Kritik», Autoren unserer Zeit zur Mitarbeit einzuladen. Gerade Meyers Text macht deut-

lich, wie gegenwärtig Gotthelf geblieben ist. Die Aktualität vieler seiner Themen und natürlich seine Sprachgewalt und sein Erzählertemperament rechtfertigen es, dass nun endlich eine umfassende Ausgabe seiner Werke angepackt wird. Es freut uns, dass wir in zwangloser Folge weitere Texte aus E. Y. Meyers Werkstatt bringen dürfen. Er hat übrigens eine informative Netzseite: www.eymeyer.ch

(skd) Wir danken unserem früheren Redaktor und Vorstandskollegen Alfred Reber (ar) für diesen einleitenden Beitrag.

«Diese Revolution hat die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlossen. Darum wird sie auch beschlossen bleiben. Sie ist ein neuer, schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer und die Menschen immer verdorbener.»

Die Lage seines Zimmers machte ihn zu einer Art Mittelpunkt. Liberale holten Nachrichten, brachten Informationen. Aristokraten ebenfalls. Sie versuchten ihn auf ihre Seite zu ziehen. Wiederholt. Aber vergeblich.

Er war zum politischen Agitator geworden. Zum Tageskämpfer. Aus Paris waren die Legionäre, die den

Thron der Bourbonen verteidigt hatten, zurückgekehrt. Schweizer Söldner in zerschissenen roten Uniformen. Bettlern gleich.

Das Patriziat konzentrierte Truppen in der Stadt und begann aus den Heimkehrern, den «Roten», eine Garde zu bilden.

Zur Abwehr der drohenden Übergriffe durch die Aristokraten stellte die liberale Partei ebenfalls eine Garde auf, eine Bürgergarde, bei der er sich, obwohl im Dienst der reformierten Kirche stehend, zum Korporal ernennen liess.

Mit den Gesinnungsgenossen auf dem Land stand er in ständigem Briefverkehr. Daneben erfüllte er seine vielfältigen Arbeitspflichten als Geistlicher: Predigen, Gemeindegeseelsorge, Armenpflege, Religionsunterricht, Schulaufsicht.

«Hier machte ich einen praktischen Kurs in der Armenpflege durch und genaue Bekanntschaft mit dem Stadtgesindel.»

Bitzios. Albert. Dreiunddreissig Jahre alt. Vikar an der Heiligegeistkirche in Bern. Bern. Die stolze Stadt. Einst Hauptstadt des mächtigsten Stadtstaates nördlich der Alpen.

1191 von den Zähringern an der Spitze eines langgezogenen Halbinselhügels gegründet, den die Aare in einer U-förmigen Schlaufe umfließt.

Danach durch die Jahrhunderte hindurch organisch gewachsen. Dreimal mit einer neuen, von Flussufer zu Flussufer gebauten geraden Stadtmauer mit Stadttürmen gesichert.

Sandsteinhäuser. Aneinanderggebaut. Wuchtig. Mehrgeschossig. In Reihen geordnet. Mit Innenhöfen. In den Erdgeschossigen Arkaden, die hier Lauben genannt werden. Durchgehende, gegen die Strasse zu offene, nicht enden wollende Tunnel. Breite Längsgassen. Schmale Quergässchen.

Sein Zimmer, die Nachrichtenzentrale, befand sich in der Wohnung des Amtsinhabers der nach der Münstergemeinde zweitwichtigsten Kirchgemeinde der Stadt, der oberen Stadtgemeinde zum Heiligen Geist. An der Spitalgasse. Nummer vierundzwanzig. Sonnseite.

Sein Vorgesetzter, der alte Pfarrer Samuel Wyttenbach, ein Vertreter der Aufklärungsgeneration und Anhänger des albernischen Protestantismus, war am 22. Mai 1830 gestorben. Ein Jahr nachdem der Vikar seine Stelle bei ihm angetreten hatte.

Danach begannen die Strassenschlachten in Paris. Die Juli-Revolution. Seither brodelte es auch hier wieder. In Bern.

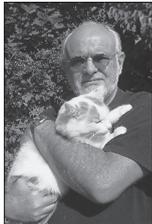
Die Hauptstadt musste einsehen, dass sie als Regent des Landes ausgespielt hatte. Dass der Untergang des alten Bern endgültig war.

Dies fiel den Herren des Ancien Régime schwer.

Obwohl es ab der Gründung der Eidgenossenschaft 1291 auf ihrem Territorium nie eine Monarchie gegeben hatte, war in der Republik des Berner Stadtstaats eine Oberschicht entstanden, das Berner Patriat, das die Fürstenkrone im Wappen zu führen begann und seinem Schultheissen einen Thron errichtete.

Die Aufklärung und die Französische Revolution hatten der feudalen Herrschaft ein Ende gesetzt.

Die französischen Revolutionstruppen hatten den Stadtstaat und mit ihm den Rest der Schweiz erobert, den Berner Staatsschatz nach Paris gebracht, die Eidgenossenschaft vereinheitlicht und nach französischem Vorbild in die Helvetische Republik umgeformt.



Aber die Schweiz war nicht zur Ruhe gekommen. Die Kämpfe zwischen alter und neuer Ordnung waren weitergegangen.

Nach den Stürmen und Wirren der Helvetik war es den Aristokraten, den Reaktionsären, den Konservativen gelungen, die Macht noch einmal zurückzuerobern. Die Volksrechte wieder einzuschränken. Die alten Zustände zu restaurieren.

Jetzt stand erneut ein Umsturz bevor.

Die Schweiz, der Kanton Bern, die Stadt Bern mussten regeneriert werden. Die Liberalen, die Demokraten mussten der Volkssouveränität endgültig zum Sieg verhelfen.

Und ausgerechnet jetzt musste er die Stadt verlassen.

Musste sich in die Einsamkeit begeben. In die Verbannung. In die Abgelegenheit des Emmentals.

Er war inzwischen der älteste Vikar des Kantons.

Und nun versetzte man ihn noch einmal. Zum ältesten Pfarrer des Kantons. Zum Nestor der bernischen Geistlichkeit. Zu Albrecht Fasnacht, einem fast neunzigjährigen, von senilem Verfolgungswahn befallenen Greis.

Lützelflüh galt als eine der härtesten bernischen Pfarreien. Eine Einzelhofgemeinde. Rings um die Kirche und die gedeckte Holzbrücke über die Emme gab es ein paar Läden, ein Wirtshaus, Dorfhandwerker. Das erhöht auf einer Hangstufe

oberhalb des Flusses liegende Kirchdorf. Die übrigen Einwohner verteilten sich auf eine Unzahl kleiner Weiler und Höfe in weitläufigen Gräben, an steilen Hängen, auf einsamen Eggen.

«Meine Gemeinde stösst an 13 Kirchgemeinden, hat übers Kreuz nach allen 4 Winden 5 Stunden von den äussersten Punkten bis zu den andern.»

In der Stadt, die sich seit Monaten in Aufruhr befand, wollte man ihn nicht mehr.

Er hatte seine Arbeit als Vikar so ehrenvoll und gewissenhaft ausgeführt, wie er konnte. Besonders bei den Kanzelpredigten hatte er dem Stadtpublikum sein Bestes zu geben versucht.

Aber seine Stimme hatte Mühe gehabt, die imposante Säulenhalle zu füllen. Beim freien Formulieren stockte er. Sein Sprachfehler störte.

«Ich bin nie ein tüchtiger Prediger gewesen. Es fehlen mir besonders die physischen Anlagen dazu.»

Die Heiliggeistkirche war der Repräsentationsbau des altbernischen Protestantismus. Der prächtigste protestantische Kirchenbau der Schweiz.

Die Hauptkirche Berns war jedoch das Münster in der Mitte der Stadt, das noch in der vorreformatorischen Zeit als mächtige Kathedrale gebaut worden war.

Nach der Reformation wurde das Münster zur geistlichen Machtzentrale des Staates Bern, und die Kirchenregenten residierten in seiner unmittelbaren Nähe. In der Herrengasse.

Für die Besetzung der vakant gewordenen Amtsstelle in der Heiliggeistkirche übergingen die Kirchenregenten den Vikar. Als Nachfolger für den alten Aufklärer Wyttenbach wählten sie nicht den aufmüpfigen jungen Mann, sondern Samuel Lutz. Den Betreuer der Pfarrei Wynau. Einst sein verehrter Lehrer am bernischen Gymnasium.

Wieder hatte er eine Niederlage erlitten. Eine Vertreibung. Eine Zurücksetzung. Die Stadtgemeinde war bereits seine dritte Vikariatsstelle.

Nach Utzenstorf und Herzogenbuchsee. Lützelflüh würde die vierte werden.

Sein ausgeprägtes Rechtsgefühl, seine Empfindlichkeit, seine Verletzbarkeit, die man ihm wegen der körperlichen Robustheit nicht ansah, trieben ihn zum Widerspruch, zur Auflehnung.

Die Erregungen trugen ihm den Ruf eines gefährlichen politischen Hitzkopfs ein.

Entlassungen waren die Folge. Versetzungen.

In Herzogenbuchsee war der Grund dafür

sein Streit mit Effinger gewesen. Oberamtmann Effinger. Von Effinger. Rudolf Emanuel.

Der aufmüpfige Vikar hatte sich für bessere Schulen eingesetzt. Der aristokratische Oberamtmann für neue Strassen.

«Es ist recht lächerlich, wie die Herrn in Trab sich setzen, wenn ein armer Teufel zu hudeeln ist. Wo ich Freude hatte an der Arbeit, da muss ich weg, und auf eine Art weg, welche das Schmerzliche des Scheidens noch vermehrt. Aber zum ruhigen Ertragen der despotischen Teufelsucht, die kein Mittel, sogar die Lüge nicht scheut, um den zu verderben, der sich ihr gehässig gemacht, werde ich es nicht bringen.»

Die Pfarrei Amsoldingen bei Thun, die man ihm als Ersatz für Herzogenbuchsee anwies, hatte er nie betreten. Ein Freund aus der Studienzeit, der als Aktuar des Kirchenkonvents arbeitete, hatte ihm zur Berufung nach Bern verholfen.

Die schmerzlichste Trennung war die von Utzenstorf gewesen. Ausgelöst durch den überraschenden Tod des Vaters.

Das Vikariat im Elternhaus war sein erstes gewesen und hätte sein einziges bleiben sollen.

Er hatte das Bauerndorf in der weiten Ebene am Unterlauf der Emme geliebt.

Die Pfründe, das Pfarrhaus, die Scheune, die Bauern. Vater und Sohn hatten gut zusammengearbeitet. Der Sohn hatte es trotz seines jugendlichen Alters zustande gebracht, dass die Gemeinde den Bau eines neuen Schulhauses beschloss.

Utzenstorf war seine Kindheit.

Nach den acht Jahren, die er im mittelalterlich geprägten Städtchen Murten am See verbracht hatte, wo er als Sohn des reformierten Pfarrers Sigmund Bitzius und dessen dritter Frau Elisabeth Kohler geboren worden war, hatte der Vater nach Utzenstorf wechseln müssen, weil Murten in der von Napoleon neu geformten Eidgenossenschaft ganz an das katholische Freiburg übergegangen war.

Seine Stiefschwester Marie, die Tochter des Vaters aus dessen erster Ehe, war siebzehn Jahre alt gewesen. Sein Bruder Fritz sechs.

Aus einem städtischen Pfarrhaus kam man in einen ländlichen Pfarrhof im Stil eines Herrenhauses zu dem ein Bauerngut gehörte.

Aus dem Pfarrersohn wurde ein halber Bauernsohn.

Er kannte das Bauernleben wie die Bauernkinder. Übte sich in allen Landarbeiten und brachte es in mehr als einem ländlichen Spiel zu bedeutender Fertigkeit. Er

trieb Schafhandel. Lernte jagen. Fischen. Wurde ein wilder Reiter. Immer wieder musste er reiten. Lospreschen. Drauflosreiten. Sich ausreiten. Allein. In Gesellschaft. Jagdausritte in die ausgedehnten Wälder zwischen den Dörfern. Ausritte in die Ebene hinaus. Lange Ritte bis in den Jura hinein. Auf den blauen Berg hinauf. Ab seinem vierzehnten Lebensjahr dann die acht Schuljahre in Bern. Sein erster Kontakt und seine längste Erfahrung mit der Hauptstadt. Das obere Gymnasium. Dann die Akademie. Die drei Jahre «Philosophie». Die drei Jahre «Theologie». Der Geist der deutschen Aufklärung. Daneben das burschenschaftliche Treiben. Der «Montagsverein». Die «Vaterländische Turngemeinde». Die «Literarische Gesellschaft». Die Berner Sektion des neu gegründeten nationalen Studentenvereins «Zofingia». Das hauptstädtische Gesellschaftsleben. Namentlich das in weiblicher Gesellschaft. Die Rosenzeit seines Lebens. Die romantisch-patriotische Begeisterung, die in Bern herrschte. Die Studentendemonstration gegen die Wahl des Frömmers Stapfer zum Professor, die zum Radau ausartete.

Schreibversuche. *Ernsthafte Erzählung eines lustigen Tages oder Der bestiegene und wieder verlassene Gurten.* Die Freude am Schule geben. Das Unterrichten in der obersten Elementarklasse an der «grünen Schule». Dem Untergymnasium. Wo die Schüler grüne Kleider trugen. Anderthalb Jahre lang. Dazwischen Schwermut. Gefühle der Sinnlosigkeit. In Bern wohnte er bei einem Onkel, dem Theologieprofessor Samuel Studer. In den Ferien fuhr er heim nach Utzenstorf. Mit dreiundzwanzig Jahren das geistliche Examen und die Konsekration. Der Beginn des Vikariats beim Vater. Daheim in Utzenstorf. Neun Monate später das Jahr in Göttingen. Das deutsche Studienjahr. Dem Brauch gemäss. An einer der von den Berner Theologen bevorzugten deutschen Aufklärungshochschulen. Dort, wo der Berner Albrecht von Haller sich einst im Weltruhm gesonnt hatte. Die mit Ludwig Fankhauser, dem Ludi, dem Sohn eines Burgdorfer Handelsherrn, geteilte Studentenbude. Vor allem aber das Reisen. Die Hinreise, die ganze vierzehn Tage dauerte. Und die noch längere Rückfahrt über Weimar, Leipzig, Dresden und München.

Dazwischen die Ausflüge während des Semesters in die nähere und weitere Umgebung. Der Ritt nach Bad Pyrmont. Als absoluter Höhepunkt des ganzen Jahrs aber die allein unternommene grosse Semesterferienreise ans Meer. Durch die Lüneburger Heide nach Hamburg. Dann an die Ostsee. Auf die Insel Rügen. Die Briefe, die er an seine Schwester geschrieben hatte. Und das Tagebuch. Der *Reisebericht*. Keine zwei Jahre danach der Tod des Vaters. Der Vater war siebenundsechzig Jahre alt gewesen. Er siebenundzwanzig. Die Utzenstorfer hätten ihn als Nachfolger behalten wollen. Aber er hatte nicht genug Vikariatsjahre. Dreieinhalb statt der vorgeschriebenen fünf. Zum Abschied schenkten sie ihm eine goldene Repetieruhr. Die Familie hatte sich auflösen müssen. Ihr Heim verloren. Ihre Zusammengehörigkeit. Die Mutter und die Schwester waren nach Bern gezogen. Fritz hatte die Schweiz verlassen. Sich in Frankreich als Söldner verdingt. Er, Albert, hatte zur Fortsetzung seines Vikariats in das fremde Pfarrhaus

im benachbarten Herzogenbuchsee ziehen müssen.

Die Herzogenbuchseezeit war die wildeste Zeit geworden, die er durchlebt hatte.

Da war das an Männern interessierte Pfarrerstöchterchen gewesen. Sophie Hemmann. Der blonde Engel.

Und andere Frauen.

Die Frauen. Immer wieder die Frauen.

Sie zogen ihn an.

Wie schon in Bern. In den Gassen in der oberen Stadt und unten in der Matte. Im Mattenquartier. Berns Hafenviertel an der Aare. Am Fuss der hochaufragenden Münsterplattform.

Wie dann auch in Göttingen. In Bad Pyrmont. In Hamburg.

Er hatte sein Zimmer im Pfarrhaus in Herzogenbuchsee nachts über eine Leiter verlassen. Sich alte Kleider angezogen. Einen Hut. Versteckt gelegene Strauchpinten aufgesucht. Getrunken. Karten gespielt. Seine Rache für den Verlust von Utzenstorf. Seines Heims. Seiner Familie.

Er hätte Nachfolger seines Vaters in Utzenstorf werden wollen.

Aber er hätte kein streng orthodoxer Geistlicher wie sein Vater werden können. Er sah es ein. Seine Natur war anders.

Er wollte und musste dem verfluchten Schlamm der Theologen entkommen.

Den Herrengasseherren. Den Verwaltungsbeamten des Christentums. Den Kirchenregenten, die über die Versetzungen und über die Vergabe von Pfründen und Pfarreien entschieden.

Sie waren dafür verantwortlich, dass sein Vater, als er von Murten nach Utzenstorf ziehen müssen, keine angemessene Entschädigung erhalten hatte.

Und sie hatten auch ihn, als der Vater gestorben war, in Utzenstorf um sein Erbe gebracht.

Um das, was der Vater und er dort aufgebaut hatten.

Den Pfarrhof, den Gutsbetrieb, die Pfründe. Die ständigen Zurücksetzungen hatten in ihm, der selber aus einer einst regimentsfähigen Stadtberner Patrizierfamilie stammte, eine tiefe Abneigung gegen das Patriziat entstehen lassen, «Ich gestehe aufrichtig, ich hasse das Patriziat, das mit Krokodilstränen jetzt die armen Bürger fängt. Mein Vater war mir ein trauriges Beispiel, wie man ehrliche Bürger beachtete. Seine Behandlung, die ihm um Jahre das Leben verkürzte, vergesse ich nie.»

Das Volk wollte eine neue Verfassung, eine neue Regierung. Eine Volksregierung.

Es brauchte eine Volksregierung.

Es war Zeit für eine neue Revolution.

Nun ging das Jahr zuende.

Am 5. Dezember hatte er seine Abschiedspredigt gehalten.

«Ich taufe euch mit Wasser. Es kommt aber der, welcher stärker ist als ich, und ich bin nicht würdig, ihm den Riemen seiner Schuhe zu lösen. Er wird euch mit heiligem Geist und Feuer taufen. Er hat die Wurfschaufel in seiner Hand, um die Tenne zu fegen und den Weizen in seiner Scheune zu sammeln. Die Spreu aber wird er mit unauslöschlichem Feuer verbrennen.»

Das neue Jahr musste er mit einem Ritt beginnen.

Bern verlassen. Nach Lützelflüh reiten.

Am ersten Tag des Jahres.

Am Neujahrstag.

Am 1. Januar 1831.

«Begriffe nun, dass ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand eine Ahnung hatte. Dieses Leben musste sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgendeine Weise.»

Epilog

Berühmt wurde Albert Bitzios fünf Jahre später. Als er 1836 statt unter seinem bürgerlichen Namen mit einem nom de plume sein erstes Buch veröffentlichte: *Der Bauernspiegel oder Lebensgeschich-*

te des Jeremias Gotthelf – Von ihm selbst beschrieben.

Nach seiner Ankunft in Lützelflüh am 1. Januar 1831 hatte Bitzios praktisch sämtliche Geschäfte des greisen Amtsinhabers übernommen.

Als Fasnacht ein Jahr später, im Januar 1832, starb, bewarb er sich als dessen Nachfolger um die Stelle.

Am 9. März wurde er zum Pfarrer von Lützelflüh gewählt.

Im November verlobte er sich mit Henriette Elisabeth Zeender, einer Enkelin von Pfarrer Fasnacht, die sich in den letzten Jahren im Wechsel mit ihrer Schwester um den gebrechlichen Grossvater gekümmert hatte.

Henriette Zeender war acht Jahre jünger als Bitzios und hatte beide Eltern, ihr Vater war ein Berner Pfarrer und Theologieprofessor, schon als Kleinkind im Alter von zwei Jahren verloren.

Am 8. Januar 1833 fand die Heirat statt. Bitzios war fünfunddreissig Jahre alt, als er seine erste Stelle als Pfarrer erhielt, und für die zweiundzwanzig Jahre, die er noch lebte, blieb sie auch seine letzte.

Als sein erstes Buch erschien, war er neununddreissig Jahre alt.

Der Hauptfigur gab er den Namen Jeremias Gotthelf und liess den Leser im

Glauben, das Buch sei von diesem selbst geschrieben. Sei die von diesem geschriebene Lebensgeschichte.

Es sei die Lebensgeschichte eines Bauernsohns, der nach dem frühen Tod des Vaters Verdingkind wurde, dann Knecht, dann Söldner.

Das nicht als Roman bezeichnete und somit nicht zum vornherein zu Verharmlosung Anlass und Hand bietende Buch, dessen Obertitel *Der Bauernspiegel* lautete, wurde als skandalös empfunden und machte den ominösen Autor berühmt und berüchtigt.

Mit seinem zweiten Buch wiederholte der Pfarrer das Muster. Diesmal liess er die Öffentlichkeit glauben, die Schrift *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* habe ein armer Lehrer namens Peter Käser verfasst.

Eine dem Text vorangestellte «Zueignung» begann mit der Anrede «Hochverehrter Herr Direktor des bernerischen Schullehrerseminar!» und schloss, nachdem auch noch der Name des damals real existierenden Adressaten genannt worden war, «Herr Seminardirektor Rikli», mit der Grussformel «Dero gehorsamster Peter Käser, Schulmeister zu Gytiwyl im Kanton Bern».

Für alle weiteren Werke, die Bitzios da-

nach schrieb und die ihn weltberühmt machten, kehrt er dann jedoch wieder zu seinem ersten Werk zurück. Zum ersten Aufsehen, das er erregt hatte.

Er brauchte den von ihm für eine Romanfigur erfundenen Namen nun für sich selbst. Für sich als Schriftsteller.

Eine erfundene Figur, der er einen Namen gegeben hatte, gab diesen an ihn zurück.

Wie war er zu dem Namen gekommen? In der Vorrede zum *Bauernspiegel* stand, der Verfasser sei «eben nur der ehrliche Jeremias Gotthelf, dem Gott geholfen, und der in wahren christlichen Treuen auch Andern helfen möchte».

Als Jeremias Gotthelf wollte Albert Bitzios andern Menschen helfen. Mit Büchern.

Hat Gotthelf geholfen?

Hilft Gotthelf heute?

Als Schriftsteller zeigte Jeremias Gotthelf nicht nur die dunklen Seiten, die Schattenseiten des Bauernlebens, wie man ihm nach seinen ersten Büchern vorwarf.

So wenig wie er nur die Sonnseiten der Bauernexistenz, das Leben der reichen Berner Bauern verherrlichte, wie Gottfried Keller später monierte.

Die in der Schweiz zu einer stehenden Redewendung gewordene Formulierung

«wie zu Gotthelfs Zeiten» täuscht darüber hinweg, dass Gotthelfs Zeit nicht nur die Zeit der Bauernwelt des Emmentals war, eine Welt, die sich Jahrhunderte lang praktisch nicht verändert hatte, sondern dass sie auch die Zeit war, in der die industrielle Revolution über die Agrargesellschaft hereinbrach.

Gotthelf hat in jedem seiner Werke implizit oder explizit auch über diese Entwicklung geschrieben.

Und er hat, wie eines seiner grossen Vorbilder, Heinrich Pestalozzi, bereits die Folgen und Gefahren der Industrialisierung, der Verstädterung und der Bevölkerungsexplosion vorausgesehen.

Er sprach vom «Baudämon» und erfand für dessen Wüten das Bild: «Von den Strassen mag ich erst nichts hören; wenn der ganze Kanton eine Strasse ist, so werden die Leute die Erdäpfel einander auf den Gringen pflanzen sollen.»

Visionär fokussiert dieses Bild die kritischen Punkte der Industrialisierung und Virtualisierung der Welt, die uns heute zu schaffen machen: die Probleme des Wirtschaftswachstums, der Ressourcenverknappung und der Umweltzerstörung.

Aktuelle wissenschaftliche Berechnungen kommen zum Schluss, dass wir, wenn die ganze Welt so leben würde wie die einst,

zu «Gotthelfs Zeiten», arme Schweiz heute lebt, zweieinhalb Planeten wie die Erde brauchen würden.

Als Albert Bitzius geboren wurde, hatte die Schweiz 1,7 Millionen Einwohner. Zwei Drittel der aktiven Bevölkerung arbeiteten in der Landwirtschaft.

Heute hat die Schweiz 7 Millionen Einwohner. Von ihnen arbeiten in der Landwirtschaft nicht einmal mehr fünf Prozent.

Und bereits wird erwogen, die Landwirtschaft in diesem Land ganz abzuschaffen.

Die Schweiz ist auf dem besten Weg, eine einzige grosse Stadt zu werden. Eine Megastadt. Eine Metropole, wenn wir Glück haben, mit einigen grossen Naturparks: mit dem Naturpark Graubünden, dem Naturpark Tessin, dem Naturpark Berner Oberland, dem Naturpark Emmental, dem Jurassic Park Jura.

Als eigener Bundesdistrikt, als «City State», wäre die Schweiz nach dem Modell von Washington D.C. somit bestens geeignet als Hauptstadt von Europa.

Dies würde zur Amerikanisierung der Welt passen, die zur Zeit im Gang ist und sich nicht nur auf Coca Cola, MacDonald und englische Namen bezieht.

Für die europäischen Länder, die in lan-

gen, blutigen Kämpfen soziale Demokratien mit einigermaßen menschenwürdigen Lebensformen geschaffen haben, beinhaltet die Übernahme des American Way of Life auch die Wiedereinführung der extremen Unterschiede zwischen reich und arm, die Abschaffung von Sozialeinrichtungen, die Privatisierung des Staates und die Getthoisierung des Wohnens.

Visionär auch da Gotthelfs Schrift *Die Armennot* und was er zu Amerika schrieb. Zum «trügerischen» Amerika. Zu Amerika als «Paradies des Spitzbuben».

Amerika stand und steht in der Welt für Freiheit.

Der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika brauchte das Wort «Freiheit» in der Inaugurationsrede zu seiner zweiten Amtszeit siebenundzwanzig Mal.

Jeremias Gotthelf war auch für die Freiheit.

Aber sowohl als Pfarrer wie als Schriftsteller wusste er, dass es keine absolute Freiheit gibt. Dass der Mensch eingebunden ist in ein grösseres Ganzes, und dass er deshalb ethische und moralische Regeln braucht.

«Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder tun vereint», schrieb er. «Aber flieht die Frömmigkeit,

besteht die Freiheit nicht, die holde Maid verwandelt sich in ein zottig, grauenvolles Ungetüm.»

Wollen wir ein solches Ungetüm?

Wollen wir die Natur in eine nur noch vom Menschen gestaltete Kunstwelt verwandeln?

Ist das unser Lebenssinn?

Wollen wir in einer solchen Welt leben?

Und was sollen in einer solchen Welt unsere Lebensinhalte sein?

Geldverdienen und Spasshaben?

Fernsehen und Autofahren?

Discolärm und Festefeiern?

Alkohol und Drogen?

Jeremias Gotthelf sah das Heraufkommen von Atheismus und Materialismus. Als Folge der Aufklärung und der Französischen Revolution, die er als junger Mann freudig begrüsst hatte.

Er sah, dass das Geld zum neuen Gott wurde. Zum alles beherrschenden Götzen. Zum Goldenen Kalb, um das die Menschen immer schneller und zu immer lauterer Musik zu tanzen begannen.

Und er stand, diesem Zeitgeist trotzend, für andere Werte ein. Für seine Werte. Für die Werte, die ihm wichtig waren und für die er lebte. Für Glaube, Liebe, Hoffnung, Solidarität, Gemeinschaftssinn, Hilfsbereitschaft.

Er wurde zum Mahner und Warner und deshalb als Konservativer und Reaktionär bezeichnet und beschimpft.

Pestalozzi hatte vom «Geist der alten Einfachheit» und vom neuen «verwöhnten Verbrauchergeist» gesprochen.

Gotthelf sprach von «derber, gesunder Kost» und von «ungesunder Überfütterung».

Gotthelf wusste, dass man zum Leben auch Geld braucht. Und er kannte sich, wie sein Umgang mit Verlegern zeigt, in Gelddingen aus.

Aber er wusste auch, dass der Mensch nie vergessen wird, dass er zum Leben zualtererst Nahrung und Wasser braucht.

Und dass der Mensch früher oder später merken wird, dass man Geld nicht essen kann.

Gotthelf wusste, dass zum Geld der Geist gehören musste.

Er wusste, dass Geld und Geist zusammengehören.

Und er wusste, dass Reichtum verpflichtet. Zum Ausgleich. Zu sozialem Tun.

Er wusste, dass Geld ohne Geist kein gutes Geld ist. Dass gutes Geld nur Geld mit Geist ist.

Er wusste, dass der Geist dem Geld seinen Sinn geben muss.

Und er wusste, dass der Schlüssel zum

Geist die Erziehung und die Bildung ist. Das sichtbare Aussenleben und das unsichtbare Innenleben der Menschen, die Natur und die Geschichte, die vormenschliche Natur und die menschliche Natur, die Geschichte des Weltalls und die Geschichte der Menschheit, das Zusammenwirken von Materie und Geist im Geheimnis der Schöpfung, von Gotthelf auf die Formel «Geld und Geist» gebracht, waren der Stoff, aus dem er seine Romane formte. Seine unmenschlichen Tragödien. Seine menschlichen Komödien.

Gotthelf hilft uns, wenn wir ihn lesen, auch heute noch.

Er hat den Menschen mit seinen Möglichkeiten beschrieben. Von seinen guten bis zu seinen bösen. Zur Abschreckung und zum Vorbild.

Um Gotthelf lesen zu können, müssen wir aber lesen können. Lesen gelernt haben.

Vor kurzem hingen in den Strassen der Schweiz Plakate, auf denen zu lesen war:

Wenn Sie das lesen können, danken Sie Ihren Lehrerinnen und Lehrern.

Frauengerechte Sprache

«Glaubwürdigkeit ist die wichtigste Kraft»

Interview mit der Salzburger Landeshauptfrau Gabi Burgstaller

Wie wär's mit Landeshauptmännin. Dem Leser stellt sich die Frage, ob sich im Lande Salzburg auch noch *Landesnebenfrauen* finden. Wenn schon die weibliche Form, liesse sich dies mit Frau Landeshauptmann ausdrücken, was weniger an einen Harem erinnert.

Diese Beispiele erinnern an Karl Kraus: «Die Leute verstehen nicht Deutsch; und auf Journalistisch kann ich's nicht sagen.»

NZZ 9./10. August 2008

Kontrovers: Feministische Linguistik
Von der PräsidentIn zur Mitgliedlerin:
Die künstliche Verweiblichung der Spra-

che bringt die Gleichberechtigung nicht voran, kritisieren Sprachforscher Sprachregeln wie das Binnen-I, die aus dem Professor eine ProfessorIn machen oder Doppelnennungen wie Präsident/Präsidentin sollen die Gleichberechtigung der Frau in der Gesellschaft vorantreiben. Doch viele Sprachforscher halten das nicht nur für sinnlos, sondern sogar für kontraproduktiv. Die Gesellschaft könne die Sprache verändern und nicht umgekehrt, argumentieren sie.

«Die Universitätspräsidentin/Der Universitätspräsident ist oberste Dienstbehörde und Dienstvorgesetzte/Dienstvorgesetzter für die Beamtinnen und Beamten der Universität». Solche Satz-Ungetüme tummeln sich spätestens seit 2001 in den deutschen Gesetzen und Regelwerken. Damals trat das Bundesgleichstellungsgesetz in Kraft, das die Gleichberechtigung

von Mann und Frau auch in der Sprache gewährleisten soll. Was Feministinnen als Fortschritt und Erfolg werteten, wird von anderen Sprachforschern hingegen als kontraproduktiv kritisiert: Solche Doppelnennungen schärfen erst die Gegensätze, die sie eigentlich beseitigen wollen, erklärt etwa Wolfgang Klein, Leiter des Max-Planck-Instituts für Psycholinguistik in Nijmegen in der Februarausgabe der Zeitschrift «bild der wissenschaft». Der Sexismus, der eigentlich bekämpft werden soll, werde mit diesen Schreibweisen erst in die Sprache eingeführt. Das sehen die Vertreterinnen feministischer Sprachreformen freilich anders. Die deutsche Sprache sei männerzentriert und damit frauenfeindlich, argumentieren sie. Wenn von Studenten, Professoren, Politikern oder Demonstranten die Rede sei, so reiche es eben nicht, einfach anzunehmen, die Frauen seien eben mitgemeint. «Die



deutsche Sprache ist, wie die meisten Sprachen, ein patriarchalisch organisiertes System», erklärt etwa Luise Pusch in «bild der wissenschaft». Die Sprachforscherin leitet den Verein für Frauenbiografie-Forschung in Hannover und gilt als eine der engagiertesten Verfechterinnen weiblicher Formen in der Sprache.

Knackpunkt der Diskussion um die männliche und weibliche Bedeutung von Begriffen ist das sogenannte generische Maskulinum, wie Sprachwissenschaftler sagen. Dieses bezeichnet den Fall, bei dem die maskuline Form auch dann verwendet wird, wenn das tatsächliche Geschlecht unwichtig ist oder wenn Frauen und Männer gleichermaßen gemeint sind. Das Maskulinum wird hier als neutralisierend und verallgemeinernd empfunden – so zumindest definiert es der Duden. Wer also von einem Protestmarsch von zweitausend Demonstranten erzählt, meint damit nicht nur die männlichen Demonstranten, sondern auch die mitmarschierenden Frauen. Wer von den Rechten der Indianer in Nordamerika berichtet, geht nicht davon aus, dass damit nur die Rechte von Männern gemeint sind, sondern schließt die weiblichen Angehörigen dieser Kulturen mit ein. Bei

Worten wie Gast oder Mitglied, die keine explizite weibliche Form kennen, tritt das Wesen dieses generischen Maskulinums am deutlichsten zutage. Dennoch tauchen immer wieder Worterfindungen auf wie Mitgliederinnen oder gar Gästinnen – manchmal provozierend gebraucht, manchmal schlichtweg aus sprachlicher Unkenntnis. Dieses generische Maskulinum durch alternative Rede- und Schreibweisen zu ersetzen, dafür kämpfen feministische Linguistinnen schon seit mehr als zwei Jahrzehnten. Teilerfolge haben sie längst errungen: «Den Professor», wie vorgeschlagen durch «das Professor» zu ersetzen, ist zwar nicht geglückt, doch Doppelschreibweisen wie Professor/Professorin oder das bei Stellenanzeigen mehr oder minder beliebte große Binnen-I mit Formulierungen wie «ProfessorIn» sind ein Folge dieser Bemühungen.

Doch eben diese Fixierung auf die männliche und weibliche Bezeichnung hat erst die Trennung geschaffen, die sie eigentlich beseitigen wollte, kritisieren Psycholinguisten wie Wolfgang Klein. «Früher wäre es mir nicht im Traum eingefallen, Frauen nicht einzubeziehen», beklagt der Sprachwissenschaftler den daraus resultierenden Niedergang des generischen

Maskulinums. Doch die Doppelnennungen unterstreichen jetzt erst, dass ein weiblicher Professor nur eine Professorin sein kann und möglicherweise doch keine Frauen gemeint sein könnten, wenn von Politikern die Rede ist. Die gesellschaftlichen Bedingungen, die dazu führen, werde man durch die Umbenennungen jedoch nicht ändern, merkt Klein in «bild der wissenschaft» an. In die gleiche Kerbe schlägt auch Gisela Klann-Delius, Linguistikprofessorin am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin: Die Sprache sei für gesellschaftliche Probleme weder verantwortlich, noch könne sie diese beheben, erklärt die Forscherin. Jedes Wort besitzt die Bedeutung, die sich geschichtlich herausgebildet hat, und lässt im Kopf das zugehörige Stereotyp entstehen. So ist der Begriff «Koryphäe» beispielsweise weiblich, und dennoch denken die meisten dabei eher an einen kahlhäuptigen männlichen Gelehrten im Studierzimmer als an eine hochkompetente Wissenschaftlerin.

«Der Gebrauch der Sprache ist ein Spiegel der Gesellschaft – und in dieser «Gesellschaft ist der Mann die Norm», bilanziert Klann-Delius. Von Zwangsmaßnahmen

zur Reform der Sprache hält sie dennoch nichts, denn an den wahren gesellschaftlichen Gegebenheiten ändern diese nichts: «Das sind die üblichen Beruhigungsmittel, mit denen Frauenrechtler besänftigt werden.»

Bücher: «Die Amtsmännin als Reisegästin», Artikel in «bild der wissenschaft», Ausgabe 2/2008, S. 86 Gisela Klann-Delius: «Sprache und Geschlecht – eine Einführung», Metzler Verlag Stuttgart/Weimar 2005, ISBN 3476103498, 14,95 Euro.

Luise Pusch: «Die Frau ist nicht der Rede wert – Aufsätze, Reden und Glossen», Suhrkamp Taschenbücher 1999, ISBN 3-518-39421-5, 7,50 Euro.

Ddp/wissenschaft.de – Ulrich Dewald

Pestalozzi im 21. Jahrhundert

Zu einem Buch von Dr. Arthur Brühlmeier

Welcher Lehrer käme heute bei Erziehungsfragen in der Schule auf die Idee, beim zwei Jahrhunderte alten Pestalozzi Rat zu holen? Seine Pädagogik ist zwar weltweit berühmt, aber die Flut moderner Publikationen ist selbst schon unüberschaubar. Was also noch in zwar ehrwürdigen, aber veralteten Büchern suchen? Das Beste vom Alten ist doch wohl viel praktischer in zeitgemässer Aufmachung auch zu finden, zusammen mit modernsten Erkenntnissen ...

1954, als Arthur Brühlmeier seine Lehrstelle an einer Gesamtschule im Aargau (1. bis 8. Klasse) antrat, steckte die «moderne Pädagogik» noch in den Kinderschuhen. Trotzdem dürfte es auch damals eher aussergewöhnlich gewesen sein, dass sich dieser Junglehrer für Pestalozzi interessierte. Es war vor allem dessen Menschenbild, von dem sich Brühlmeier ansprechen liess.

In der Tat: Ohne grundlegendes Menschenbild droht alle Pädagogik in eine Sammlung von Tricks auszuarten, bleiben Reformen, die überall im Land ins Kraut schiessen, ohne Richtung und mit Zielen, die zu kurz greifen.

Nach einem Studium an der Universität Zürich mit Doktorat und Dissertation über Wandlungen im Denken Pestalozzis gab Dr. Brühlmeier eine dreibändige Studienausgabe mit Werken seines grossen Vorbildes heraus (1977/79) und sogar eine zweibändige Pestalozzi-Ausgabe für die Volksrepublik China (1994/96). Seine reiche Erfahrung und sein Wissen gab er fortan in der Lehrerbildung an der Universität Zürich und am Lehrerseminar St. Michael in Zug weiter. Er wird auch nach seiner Pensionierung bis heute nicht müde, in umfangreicher Vortrags- und Seminartätigkeit zur Verbreitung der Ideale Pestalozzis beizutragen.

2007 gab die Stiftung «Schule für das Kind» sein neuestes Werk heraus: «Menschen bilden – Impulse zur Gestaltung des Bildungswesens nach den Grundsätzen von Johann Heinrich Pestalozzi». *)

In 27 «Mosaiksteinen» – brillanten Essays, die wie geschliffene Edelsteine vielfarbig funkeln – erhalten wir Ideen, wie die hohen Bildungsziele Pestalozzis im Schulalltag des 21. Jahrhunderts für eine menschliche Schule und Gesellschaft fruchtbringend verwirklicht werden können.

Einige Stichworte lassen die Grundanliegen des Buches erahnen: die Schule hat weniger die Aufgabe, konkrete Inhalte zu vermitteln als die Kräfte in den Kindern zur Entfaltung zu bringen; sie soll die Kinder in ihrer Entwicklung ganzheitlich ernst nehmen und nicht als «halbfertige Erwachsene» mit Inhalten der Erwachsenenwelt auf das «spätere Leben» vor-

bereiten; sie hat durchaus auch durch vernünftige Regeln und Einüben der Selbstüberwindung das Mass der inneren Freiheit der Kinder zu vergrössern.

Spannend sind Pestalozzis Überlegungen zu den drei menschlichen Existenzweisen des Natürlichen, des Gesellschaftlichen und des Sittlichen (Moralischen) und Brühlmeiers Folgerungen daraus, beispielsweise im Bereich Konfliktlösung. Da hatte ein Lehrer versucht, einen typischen Konfliktfall mit zwei Schülern «demokratisch» (in der Terminologie Pestalozzis «gesellschaftlich») mit der Klasse zu lösen und erzeugte damit Sieger und Unterlegene, ohne die Ursachen des Konflikts bewältigen zu können. Brühlmeier zeigt mittels eines fiktiven Gesprächs zwischen Heinrich Pestalozzi, Alfred Adler, Ruth Cohn und Thomas Gordon Alternativen auf, wie auf einer höheren, «sittlichen» Ebene, auf der die individuellen Anliegen ernst genommen werden, alle für das friedliche Zusammenleben in ihrer Freiheit wachsen können.

Wie «der im Pestalozzischen Geist unterrichtende Lehrer... faszinierende Einblicke in die Welt des Kindes gewinnen» kann und «immer neue Gelegenheiten zum Staunen über das Erwachen des Geistes in einem Kind» erhält, zeigt

Brühlmeier besonders schön anhand eines Fünftklässlers, der wieder einmal bei der Multiplikation 7 mal 8 stolperte. «Er zog sich wie folgt aus der Affäre: «Ich probier's mal mit 8 mal 8, das ist gleich viel wie 4 mal 16, und das ist 2 mal 32, also 64. Und jetzt noch 8 abzählen, also 56.» Wir haben das Einmaleins ziemlich mechanisch auswendig gelernt. Dieser Schüler kompensiert seine schwache Merkfähigkeit durch eine erstaunliche Denkarbeit, offensichtlich geübt durch Arbeit mit den Cuisenaire-Stäbchen.

Dieses Buch kann ich allen nur wärmstens empfehlen: den Lehrern natürlich, dann ganz besonders den Politikern auf allen politischen Ebenen, denen es in manchen bildungspolitischen Brennpunkten besondere Richtschnur in heiklen Entscheiden sein kann, aber auch den Eltern, die ihren Sprösslingen verständnisvolle Begleiter durch die Schulzeit werden wollen.

F. Sachs, St. Gallen

20. Juli 2008

**) Arthur Brühlmeier: Menschen bilden – Impulse zur Gestaltung des Bildungswesens nach den Grundsätzen von Johann Heinrich Pestalozzi. 231 S. Fr. 29.– ISBN 3-85545-147-0*

Herausgegeben von der «Stiftung für das Kind» im Baden-Verlag, Täferstrasse 14, 5405 Dättwil.

Bestellmöglichkeit auch über: www.menschen-bilden.ch

Weitere Infos erhalten Sie über die Internetseite www.bruehlmeier.info. Arthur Brühlmeier ist auch mitverantwortlich für die umfangreiche Pestalozzi-Darstellung unter www.heinrich-pestalozzi.de.

Wer mit offenen Augen durchs Land zieht, erschrickt ob den unzähligen falsch angeschriebenen Wirtschaften und Gasthöfen. Schriftenmaler, die sich in gebrochenen Schriften auskennen, haben Seltenheitswert. In einem Anfall von Verzweiflung habe ich die Beilage geschrieben, um sie allfälligen Auftraggebern abzugeben.

Kurzer Schreibkurs für Gastwirte, die die „alte“ Schrift noch nicht (nicht mehr) beherrschen:

Wer sich mit Frakturschrift befaßt, merke:

Nicht Gasthof, sondern Gasthof,
 nicht Gaststube, sondern Gaststube,
 nicht Restaurant, sondern Restaurant,
 nicht Hirschen, sondern Hirschen,
 nicht Geißbock, sondern Geißbock
 nicht Wirtschaft, sondern Wirtschaft

Wenn ein Gastwirt dem Kunden Schwein für Kalb verkauft, wird er gebüßt. Wenn ein Maler dem Gastwirt die Fassade des Hauses mit Gasthof verkauft, wird der gerühmt. Wieviele Wirte sind schon auf unbedarfte Restaurant-Klecker herein-gefallen, die ihnen ein Restaurant hingemalt haben?

Gebrochene Schrift

Von einem Leser lernen

Unsern engagierten Leser M.S. in H. veranlassen Schriftfehler (die wir bedauern) in den M 1+2/2008 zu nebenstehenden Erklärungen, die wir gerne weitergeben.

Fragen zum Mundartunterricht

Mundartunterricht in der Schule, wer möchte dem nicht zustimmen? Nur: Welche Mundart soll es denn sein? Wir haben im Kanton Bern allein viele Varianten: Seeland, Mittelland, Oberaargau, Oberland, ländlich, städtisch, vorstädtisch... Soll es die von Simon Gfeller, Rudolf von Tavel, Ernst Balzli, Maria Lauber, Jakob Käser oder Kurt Marti sein? Eine, die «zwe zwo zwöi» unterscheidet, oder eine, die ohne solche Differenzierungen auskommt? Sagt man «Böim» oder «Boom», «Hung» oder «Honig», «ja» oder «jo»? Wie halten wir es mit Anglizismen wie «okay», «happy», «sorry», «fooden»?

Welche Mundart ist richtig für Eltern und Kinder, die aus andern Kantonen zuziehen? Lehrkräfte kommen aus dem Oberland ins Emmental oder umgekehrt. Müssen sie ihre Sprechweise dem Wirkungsort anpassen? Wie steht es mit

solchen aus andern Kantonen oder dem deutschsprachigen Ausland?

Sie sehen: ein weites Feld. Zur Beantwortung aller Fragen müsste wohl ein Institut für Mundart geschaffen werden, an dem auch die Lehrkräfte für einen verantwortbaren Mundartunterricht ausgebildet würden.

Kurt Vögeli, Münsingen

Anmerkung der Redaktion SKD

Der Autor hat vorstehenden Leserbrief auch an die Zeitung «Der Bund» geschickt. Die Tagespresse berichtete über eine überraschend schnell zustandekommene Petition zugunsten der Mundart. Die Politik wird sich des Problems annehmen. Der Sprachkreis Deutsch empfiehlt, in Nachfolge der Bubenberg-Gesellschaft Bern, sich für die Pflege von Mundart UND Hochdeutsch einzusetzen.

Einseitige Lösungen in dieser oder jener Richtung lehnt der SKD entschieden ab.





www.sok.ch

www.sprachkreis-deutsch.ch